Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 6

Artikel: Weihnachtslegende
Autor: Schmid, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666565

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weihnachtslegende

von Martin Schmid

Es war in verworrener, zielloser und angserfüllter Notzeit, als fern im Gebirge, das weit über das Flachland der Menschen schaut, ein Einsiedel lebte. Er war in seiner Jugend einer der Lautesten und Ausgelassensten gewesen, obwohl er die Schönheit seines Leibes und den Adel seiner Seele nicht verschwendet hatte. Dann aber hatte ihn das Weltweh und die quälende Frage nach den letzten Rätseln des Lebens gepackt, so jäh und unerbittlich, dass er sich in die reichen Gemächer seines Hauses zurückzog, nächtelang in gelehrten Büchern forschte und die Sterne und die Gesetze der Natur befragte. Schliesslich streute er den Reichtum seines Erbes unter die Leute seiner Heimatstadt, ohne zu fragen, was die Folge seines Tuns sein möchte.

Dann verliess er seine Heimat, nur mit kleiner Wegzehrung ausgerüstet, und wanderte in verlassene Berge. In der klaren Luft des Gebirges, in der Einsamkeit hoher Wälder und Stille weiter Triften hoffte er Frieden und Besinnung zu finden.

Da lebte er denn, sass an sprudelnden Quellen, die alle zu Tal und in die Welt wanderten, lernte den Ruf der Vögel, unterschied alle Kräuter und erkannte ihre Kraft zum Guten und zum Bösen. Im Sternenschein der Herbstnächte oder in grauen Nebeltagen sass er in seiner Klause, die ihm dienstwillige Hirten und Sennen gezimmert, spielte auf seiner Laute fromme Lieder, betete, las und sann. Aber die Ruhe seiner Seele kehrte nicht ein. Oft würgte ihn bitteres Weh und presste ihm das Wasser in die Augen. Da machte er die Tiere zu seinen Freunden. Er begann scheue Vögel zu zähmen; Rehe und Gemsen wurden heimisch in seiner Klause. Es war ein wunderlicher Pilgerzug, wenn in Winternächten die Tiere des Waldes nach dem Lichtschein seiner Hütte wanderten.

Jahre kamen, Jahre gingen. Seine Ruhe und der Friede seiner Seele blieben aus. Wohl belog er sich manchmal, nannte Tiere seine Freunde und pries sich glücklich. Aber dann überraschte er sich über der immer stärker aufquellenden Sehnsucht nach Lenz und Leben.

Und wenn der Frühling endlich wieder in die Berge kam, die Winde brausten, die Lawinen orgelten, grünende Triften, von Anemonen und Enzianen bestickt, am enteisten See aus dem letzten versickernden Schnee stiegen, dann sass er an murmelnden Brünnlein, die alle zu Tal und in die Welt wanderten, und gab ihnen heimliche Grüsse mit. Er lauschte immer begieriger nach dem Herdenläuten und nach dem Ruf der Hirten und Sennen, die den Sommer erfüllten. An stillen Herbsttagen, wenn die reine, klare Luft den Schall weit trug, stieg er zu Auslugorten, wo der Klang des Betläutens und der Lärm der Städte herauf strömte, und wo man die blaue Dämmerung der Tiefe und das Menschenland am weitesten schaute. Doch stieg er nicht hinab, da er gelobt hatte, Gott in der Einsamkeit zu dienen.

Er wurde alt, er wurde weiss.

Da geschah es in der Neige eines Wintertages, dass er, vom Psalter aufblickend, einen Wanderer vor sich sah, dessen Eintreten er überhört hatte. Der bat um Herberge, da ihn der Sturm tagelang in die Irre getrieben hätte. Der Weise erfüllte die Bitte um so lieber, als den Fremden eine wundersame Gelassenheit umgab und seine Augen in warmer Milde und Güte leuchteten. Freundlich beantwortete er die Fragen des Klausners nach dem Woher und Wohin, erzählte von Schicksal, Freude und Leid der Völker. Doch war bald der Einsiedel der Befragte und enthüllte unvermerkt sein Leben, Sinnen und Sehnen.

«Ich sehe, mein Wirt», sagte der Fremde, «dass du eine Uhr mit hellem Glockenschlag gebaut hast und ist dir doch ein Tag wie der andere?»

«Damit ich die Stunden des Gebets einhalte und den Leib zwinge, dem Geist zu gehorchen. Denn der Leib ist Schranke der Seele, und die Weisheit gebietet, ihn zu ertöten.»

«Warum aber sammelst und sonderst du Kräuter und Arzneien, da du den Leib verneinst und kein Bruder da ist, dass du ihn pflegtest?»

«Damit ich die Weisheit der Natur erkenne, die Leben und Tod im selben Becher mischt.»

«Ich sehe ein Saitenspiel. Willst du mir singen oder spielen?»

Und der Klausner spielte und sang. Sang lächelnd Lieder voll Freude und Seligkeit.

«Warum spielst du mir von Freude und Fröhlichkeit des Herzens? Da ich in den Felsen herum irrte, hörte ich deine Saiten dunkel klingen, und deine Lieder waren voll Weh.»

Der Klausner neigte sein Haupt, von Röte übergossen. Als er aufschaute, um zu antworten, war der Fremde verschwunden. Nur der helle Glanz eines hohen Sternes erfüllte die Hütte mit grossem Glanz, und irgendwo über die verschneiten Berge ginr das Echo: «Siehe, ich verkündige Euch grosse Freude.»

Da erkannte der Einsame, dass ihm der Herr begegnet, und in einen blitzenden Augenblick erfuhr er den Sinn des Lebens. Er verliess die Hütte, darin er Jahre verbrachte, und stieg pochenden Herzens dem Tale zu. Kalte Schatten lasteten über Klüften, von der frostheitern Nachtluft geisterhaft bewegt. Sternenstille glänzte fern über Hängen und Wälderlehnen. Doch je näher er den Siedlungen der Menschen kam, desto freundlicher leuchteten Mond und Sterne, und als er die heimeligen Lichter der Dörfer sah, jauchzte sein Herz.

Er betrat ein Dorf, dessen Gassen voll Volkes waren. Die Glocken erhoben ihre Stimmen. Freude glänzte auf den Gesichtern aller, die zur Kirche schritten, und es kam ein Singen aus dem erleuchteten Chor: «Und an den Menschen ein Wohlgefallen!»

Der Weise weinte vor Glück und Freude. Kinder kamen und küssten ihn.

Kann man Weihnachten nicht verlängern?

Es war eine Gasse mit Kopfsteinen, durch die die Fuhrwerke mit solch entsetzlichem Knarren fuhren — Fuhrwerke noch und recht selten ein Auto — ein Gasse mit Häusern aus Klinkern und spitzen Giebeln — die heute ausgelöscht ist. Aber damals war sie unversehrt und wenn sie eindunkelte, besonders am Heiligen Abend, dann war das wie eine schwermütige und schöne Musik oder eine gesprochene, mit Ergriffenheit gesprochene Romanze. Bald glich sie im Dunkeln einer Wunschtruhe, einer wundersamen, schwach erhellten, geheimnisvollen Herrlichkeit, in der es hier und da ein wenig blitzte oder duftete und durch die man ging benommenen Sinnes, benommenen Fusses.

In einem kleinen und ausgewohnten Hause wohnte der Maurer Joachim. Oh, kein froher Mann: er versammelte seine Kinder nicht zum Tischgebet wie der fromme Claudius und Gedichte schrieb er auch nicht. Die Last eines harten, vielleicht allzu harten Lebens lag auf ihm, ein Leben, das wie ein löcheriges Schiff blank am Winde ging, auch teilte er die Welt ein wenig zu eilfertig in Ausbeuter und Ausgebeutete ein und an gewissen Tagen im Jahr sah man ihn in einem Zug demonstrierender Männer eine rote Fahne tragen, zu der man damals noch aufblickte wie zu einem neuen Evangelium.

Seine Kinder, notdürftig gekleidet und neun an der Zahl, entrieten dem politischen Gebot. Sie waren Anführer und Konquistadoren, eine magere Nahrung schlug ihnen zum Heile aus, ihre Muskeln spielten, sie gingen bis zum Herbst barfuss, aber wer sie zu Freunden und Kumpanen hatte, der war der Herr der Gasse.

Zu Gerd, dem Busenfreund, liess mich die Mutter jeden Heiligabend ein paar Sachen tragen: einen Sweater, und ein Buch mit buntem Umschlagdeckel, gestrickte, ein wenig beulige grüne Strümpfe und darunter ein lustiges Durcheinander von schönem glänzenden Orange und lockrigem Braun: Mandarinen und Nüsse und Datteln. Alles wurde von einem engmaschigen Fischnetz gehalten.

Dem Knaben war das ein sehr ernster, aber auch ein leicht penibler Gang. Er spielte ungern den «Wohltäter» und nun gar noch in einer lärmigen, mit billigem Hausrat angefüllten Stube, in der über zehn Augenpaare auf ihn gerichtet waren. Er wünschte sich jedesmal, dass vor seinem Besuch eine ganz bestimmte Sandtorte schon eingetroffen sei, ein gelbes Ungeheuer aus feinstem Teig, das alle beschäftigte und das die Neugierde für ihn auf ein bedeutendes Mass verminderte.

Diese Torte nämlich wurde von dem Bedienten eines reichen Verwandten Joachims Weihnacht für Weihnacht ins Haus gebracht. Es ist schwer zu sagen warum, denn dieser vornehme Verwandte verschloss sich während des ganzen Jahres allen Bitten der grossen und immer ein wenig notleiden-